



PFREUNDSCHUH
in Heidelberg

GERHARD PFREUNDSCHUH

Unsere Familie in der NS-Zeit

Unsere Familie in der NS-Zeit

Gerhard Pfreundschuh, Heidelberg 2024

Von der Entnazifizierung nicht betroffen

Unsere Eltern waren unbelastet, wie es hieß, oder im Amtsdeutsch: „vom „Gesetz über die Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus“ waren sie nicht betroffen.

Absender:
Spruchkammer Heidelberg
Der öffentliche Kläger

Akten-Zeichen: 52/517441

Die Karte ist eine Urkunde!
Sorgfältig aufbewahren

Drucksache
Zustellung

An
Herrn
Dr. Georg Pfreundschuh
Handschuhheim
Beethovenstr. 58

Nicht nachsenden! Falls verzogen, mit neuer Anschrift an Absender zurück!

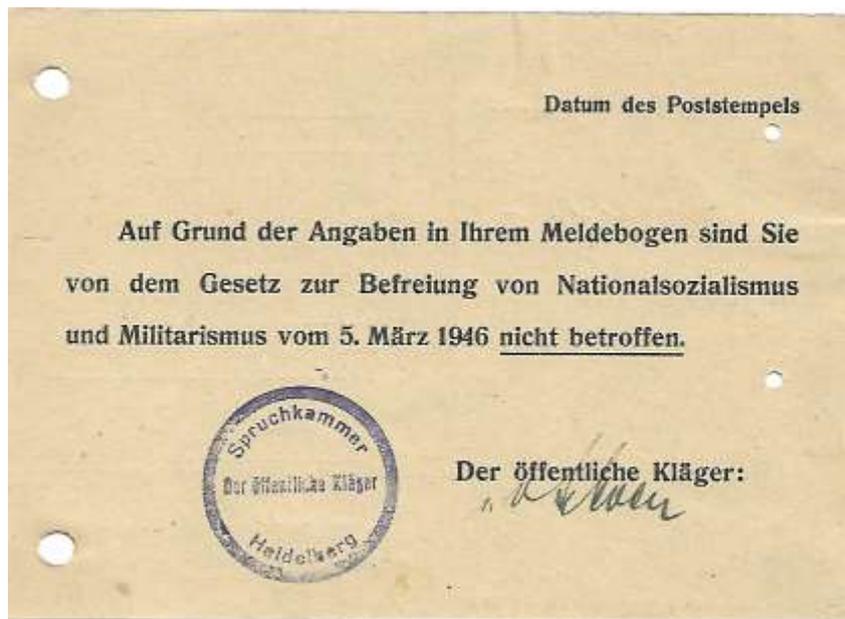
L. Nr. 13a - Mitteilg. für Nichtbetr. - 2. Aufl. 000000

Datum des Poststempels

Auf Grund der Angaben in Ihrem Meldebogen sind Sie von dem Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 nicht betroffen.



Der öffentliche Kläger:
[Handwritten signature]



Der Krieg war am 08. Mai 1945 zu Ende. Schon am 15. Juni 1945 bekam mein Vater von der Militärregierung die Zulassung als Rechtsanwalt. Er meinte, er sei der erste gewesen. Und alle Kollegen, die PG (Parteigenosse der NSDAP) waren, baten ihn nun, sie vor Gericht zu vertreten. Sie bearbeiteten die Fälle in ihren Kanzleien und brauchten den Dr. Georg Pfreunds Schuh als offiziell zugelassenen Anwalt, der vor Gericht auftreten konnte. „Einige Kollegen waren wie umgewandelt.“ Geärgert hat er sich später, dass ein „Ober-Nazi“ sich dadurch entnazifizierte, dass er plötzlich SPD-Genosse war.



MILITARY GOVERNMENT
UNITED STATES ARMY
Mannheim, Germany
Detachment FLE2

Mannheim, 15 June 1945

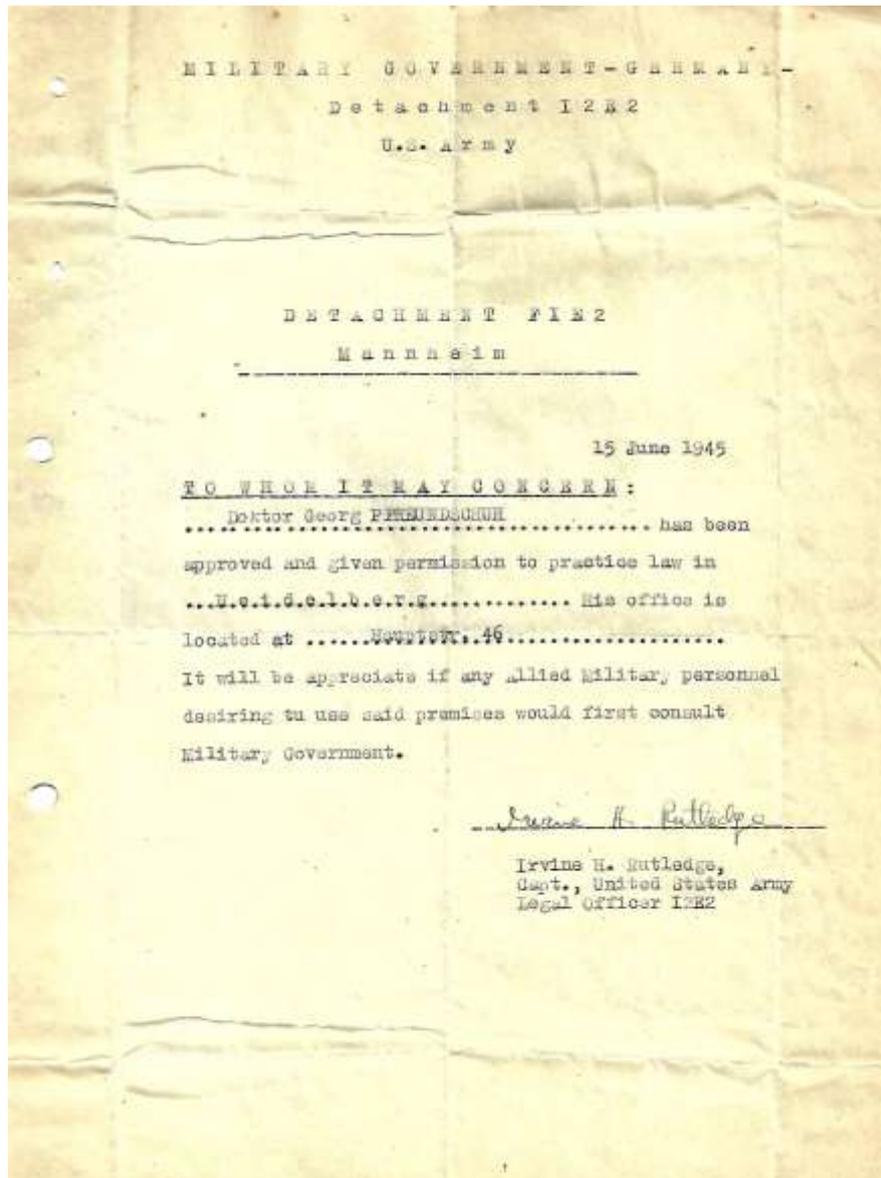
SUBJECT: Appointment in legal system

TO :

Mr. GEORG PFREUNDSCHUH

You are hereby permitted to practice law at the
Landgericht Heidelberg (zugelassen als Rechts-
anwalt beim Landgericht Mannheim).

Charles D. Winning
Lt. Col. Charles D. Winning
Commanding Officer
Military Government Mannheim



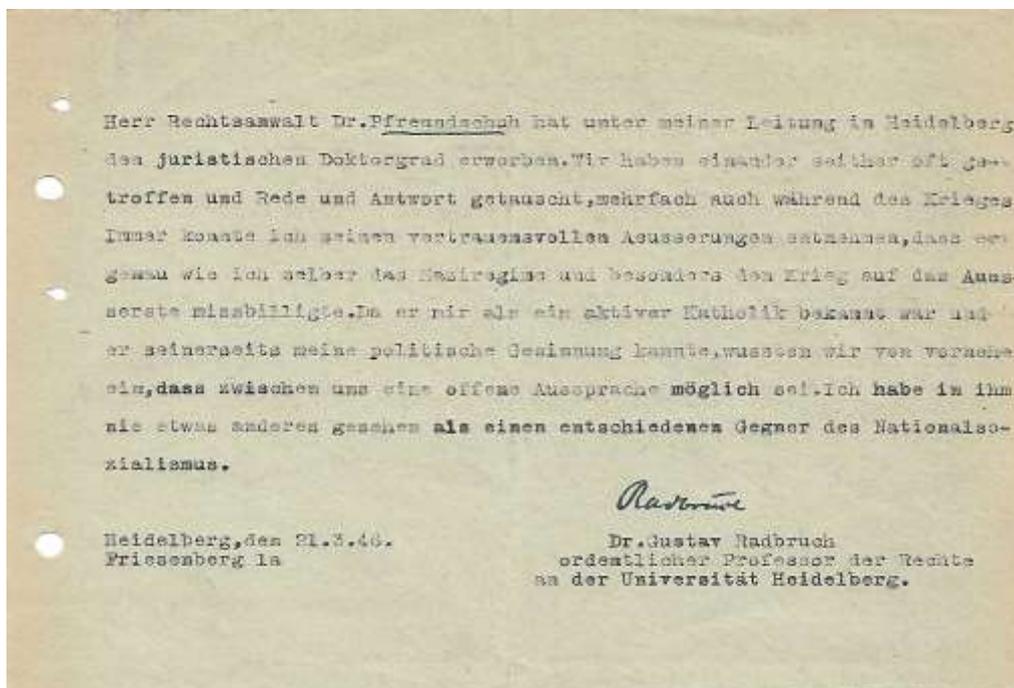
Im März 1946 wurde es noch einmal kritisch. Die US-Offiziere durften ihre Familien nach Deutschland holen. Dazu wurden in den Vorkriegsvierteln von Neuenheim und Handschuhsheim viele Ein- und Zweifamilienhäuser samt Mobiliar beschlagnahmt. Ich erinnere mich noch gut an die Aufregung. Die Beschlagnahmungskommission ging in unserem Viertel die Straßen durch und besichtigte ein Haus nach dem andern. In der Nacht, bevor sie zu uns kamen, holte der Handschuhsheimer Schreiner Laux unsere Möbel und brachte sie auf sein Lager. Die Notmöblierung aus dem Luftschutzkeller (alte Küche, Betten usw.) wurde dafür im Erdgeschoß aufgebaut. Trotzdem meinte die Kommission, das Haus werde beschlagnahmt.

Nun wohnte in der Nachbarschaft ein niederländischer Student. Er wurde, wie den Aufzeichnungen meiner Mutter zu entnehmen ist, gebeten, sich als Ausländer bei den Amis für uns als Nicht-Nazis einzusetzen. Es gelang ihm, dass mein Vater zu

einem Gespräch beim Heidelberger Stadtkommandanten, dem Major Douglas, vorgelassen wurde.

Im Hotel Holländer Hof neben der Alten Brücke in der Altstadt residierte der amerikanische Stadtkommandant. Mein Vater sprach ganz gut Englisch.¹ So schilderte er, dass er sich über die Ankunft der Amerikaner gefreut habe. Er sei glücklich, dass der Krieg mit dem Sieg der Alliierten geendet habe. Doch nun verstehe er die Welt nicht mehr. In Tauberbischofsheim hätten die Amerikaner einen ehemaligen Nationalsozialisten als Bürgermeister eingesetzt. Der habe seine Frau mit zwei Kindern aus der Wohnung ausweisen wollen.² Und hier werde er nun als ein klarer Gegner der Nationalsozialisten von den Amerikanern mit seiner Familie wieder aus seinem Haus gejagt. Er legte auch dar, worin sich seine Gegnerschaft zum NS-Regime gezeigt hatte.

Der Major hörte sich das alles ruhig an und sagte dann: „Wenn das so stimmt, dann beschlagnahmen wir ihr Haus nicht. Bringen Sie mir bis übermorgen den Beweis von drei überzeugenden und anerkannten Persönlichkeiten, dass das stimmt.“ Das ist meinem Vater dann gut gelungen. Unser Haus wurde nicht beschlagnahmt, nur unsere Garage. Ein freundlicher Amerikaner lenkte dann jeder Tag seinen etwas breiten „Ami-Schlitten“ durch unsere enge Garageneinfahrt. Mein Vater übte gern sein Englisch mit ihm. Ab und zu bot der Amerikaner ihm eine Zigarette an. Mein Vater bedankte sich und meinte, er wolle sie mit Genuss im Wohnzimmer rauchen. (Er war aber Nichtraucher; doch Zigaretten waren ein gängiges Tauschmittel.)



Herr Rechtsanwalt Dr. Pfreundschuh hat unter meiner Leitung in Heidelberg den juristischen Doktorgrad erworben. Wir haben einander seither oft getroffen und Rede und Antwort getauscht, mehrfach auch während des Krieges. Immer konnte ich seinen vertrauensvollen Äußerungen entnehmen, dass er genau wie ich selber das NS-Regime und besonders den Krieg auf das Ausserste missbilligte. Da er mir als ein aktiver Katholik bekannt war und er seinerseits meine politische Gesinnung kannte, wussten wir von vornherein ein, dass zwischen uns eine offene Aussprache möglich sei. Ich habe in ihm nie etwas anderes gesehen als einen entschiedenen Gegner des Nationalsozialismus.

Radbruch
Dr. Gustav Radbruch
ordentlicher Professor der Rechte
an der Universität Heidelberg.

Heidelberg, den 21.3.46.
Friesenberg 1a

¹ In der Zwischenkriegszeit waren seine z.T. nur englischsprachigen Cousinen aus England, deren Eltern aus dem Schwarzwald stammten, öfter nach Heidelberg gekommen. [https://pfreundschuh-heidelberg.de/pfreundschuh-heidelberg/familiengeschichte/Unsere Familie Buch 1 - Auszug 02.pdf](https://pfreundschuh-heidelberg.de/pfreundschuh-heidelberg/familiengeschichte/Unsere_Familie_Buch_1_-_Auszug_02.pdf) - S. 65 ff

² Der Bürgermeister von Tauberbischofsheim wurde kurze Zeit später von den Amerikanern ohne Angabe von Gründen entlassen.

Gustav Radbruch (1878 – 1949, SPD, zweimal kurz Reichsjustizminister) gilt als einer der einflussreichsten Rechtsphilosophen des 20. Jahrhunderts.³ Er war der Doktorvater meines Vaters und wurde von ihm hoch verehrt. Im Dritten Reich sprach mein Vater oft mit ihm, wenn er ihn traf. So war es auch einmal im bekannten Heidelberger Studentenlokal „Perkeo“. Dort saß mein Vater in fröhlicher abendlicher Runde mit Bundesbrüdern seiner katholischen Studentenverbindung Ripuaria. Da betrat Gustav Radbruch das Lokal. Mein Vater freute sich, ist aufgesprungen, durch den ganzen Saal auf Radbruch zugegangen, um ihn gleich an der Tür zu begrüßen und mit ihm zu sprechen. Radbruch freute sich, denn politisch Verfolgte waren in dieser fortgeschrittenen Zeit des Dritten Reiches schon isoliert, wurden von vielen gemieden. Als mein Vater zu seinen Bundesbrüdern zurückkam, da sagten einige: „Wieso begrüßt du den ‚roten Professor‘ so herzlich?“ Mein Vater ärgerte sich sehr. Von seinen katholischen Bundesbrüdern hätte er das nicht erwartet.

Dazu ist das Buch zu empfehlen: „Eine Universität für Juristen und von Juristen – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert“ von Klaus-Peter Schroeder. Da lässt sich auch gut nachvollziehen, dass die Heidelberger Rechtsprofessoren fast einmütig keine Nationalsozialisten und keine Antisemiten waren. Gustav Radbruch hat schon 1933 nach Hausdurchsuchungen und anderen Schikanen seinen Lehrstuhl aufgegeben. Er wurde jedoch insgeheim bei der Neubesetzung seines Lehrstuhls von den Professoren-Kollegen herangezogen: „Ebenso legte die Fakultät Wert darauf, Radbruch bei der Wiederbesetzung seines Lehrstuhls zu konsultieren. ... Ausdrücklich hatte sich Radbruch mit Karl Engisch als seinem Nachfolger einverstanden erklärt.“⁴

Der nächste überzeugende Zeuge war ein sozialistischer Gewerkschaftler. Er kam 1943 ins Büro meines Vaters und meinte: „Sie sollen in Heidelberg der einzige Anwalt sein, der Leute wie mich noch verteidigt.“ Mein Vater fragte: „Worum geht es?“ Der Gewerkschaftler war wegen wehrkraftzersetzender Witze und Aussagen aus dem Postdienst entlassen worden. Mein Vater übernahm die Verteidigung.

³ Gustav Radbruch, Gesamtausgabe (20 Bände), hg. Arthur Kaufmann, Heidelberg 1987 bis 2003
<https://www.ub.uni-heidelberg.de/ausstellungen/625jahre2011/sektion2/radbruch.html>
https://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_Radbruch

⁴ Schroeder, Klaus-Peter, Eine Universität für Juristen und von Juristen – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, Tübingen 2010, S. 443 – Engisch's Lehrbücher waren noch zu meiner Studienzeit Standardwerke.

B e s c h e i n i g u n g .

Herr Rechtsanwalt Dr. Pfreundschuh ist mir schon seit Jahren persönlich bekannt. Ich wußte, daß er vor 1933 der Zentrumspartei sehr nahe stand und wählte ihn deshalb im Jahre 1942 zu meinem Rechtsbeistand.

Dr. Pfreundschuh übernahm meine Rechtsvertretung vor der Dienststrafkammer in Karlsruhe und vor dem Reichsverwaltungsgericht Berlin - Dienststrafkammer - . Er hat sich hierzu gerne bereit erklärt, obwohl es in der damaligen Zeit für einen Rechtsanwalt nicht ungefährlich war, für einen politisch Verurteilten einzutreten. Die Reichspostverwaltung hatte vom Gericht meine Entlassung ohne Anspruch auf Ruhegehalt verlangt. Dr. Pfreundschuh hatte durch sein energisches Eintreten vor der Dienststrafkammer meine Wiederindienststellung bei einer 20%igen Gehaltskürzung auf 2 Jahre erreicht. Gegen dieses Urteil legte die Reichspostdirektion Karlsruhe Berufung ein mit Überweisung an das Reichsverwaltungsgericht Berlin - Dienststrafsenat - . Dr. Pfreundschuh erreichte auch dort meine Wiederindienststellung bei einer Gehaltskürzung von 20% auf 5 Jahre. Dr. Pfreundschuh nahm sich meiner intensiv an, ohne Rücksicht darauf, welcher Gefahr er sich selbst in den damals bestehenden, politischen Verhältnissen aussetzte.

Oberpostsekretär Josef Heck

Vorsitzender des Betriebsrats
beim Postamt Heidelberg.

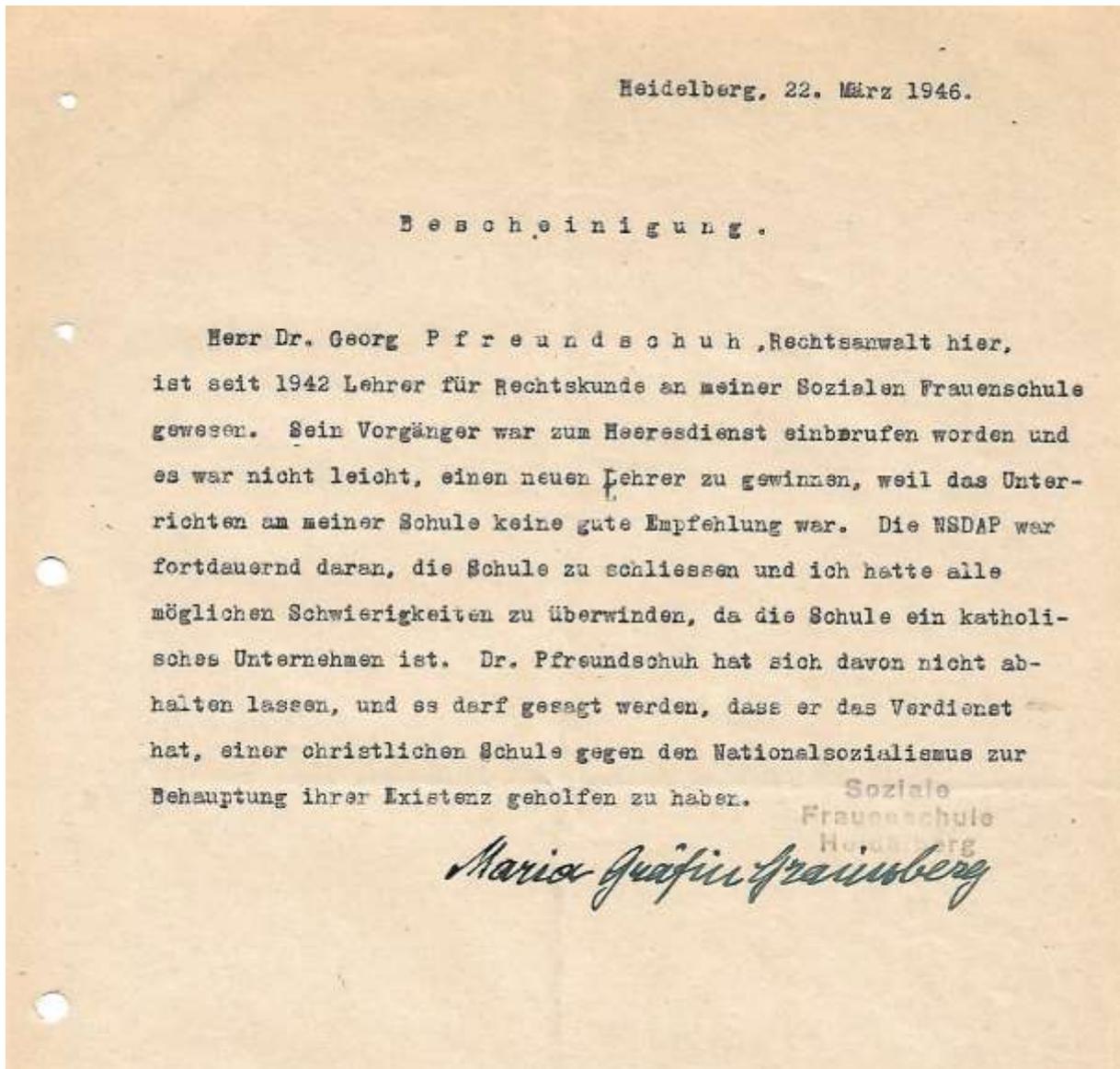
Im Jahre 1942 wegen Wehrkraftersetzung in Schw.Hall zur Anzeige gebracht und vom Sondergericht in Stuttgart nach viermonatlicher Untersuchungshaft auf Grund des Heimtückegesetzes zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt.

Josef Heck

Die dritte Gruppe waren Katholiken. Die Gräfin Maria Graimberg hatte die erste katholisch soziale Frauenschule Deutschlands in Heidelberg gegründet. Sie kämpfte hart und erfolgreich für deren Überleben in der NS-Zeit – und für Frauenrechte allgemein.⁵ Sie war die Enkelin von Charles de Graimberg (1774–1864), der als

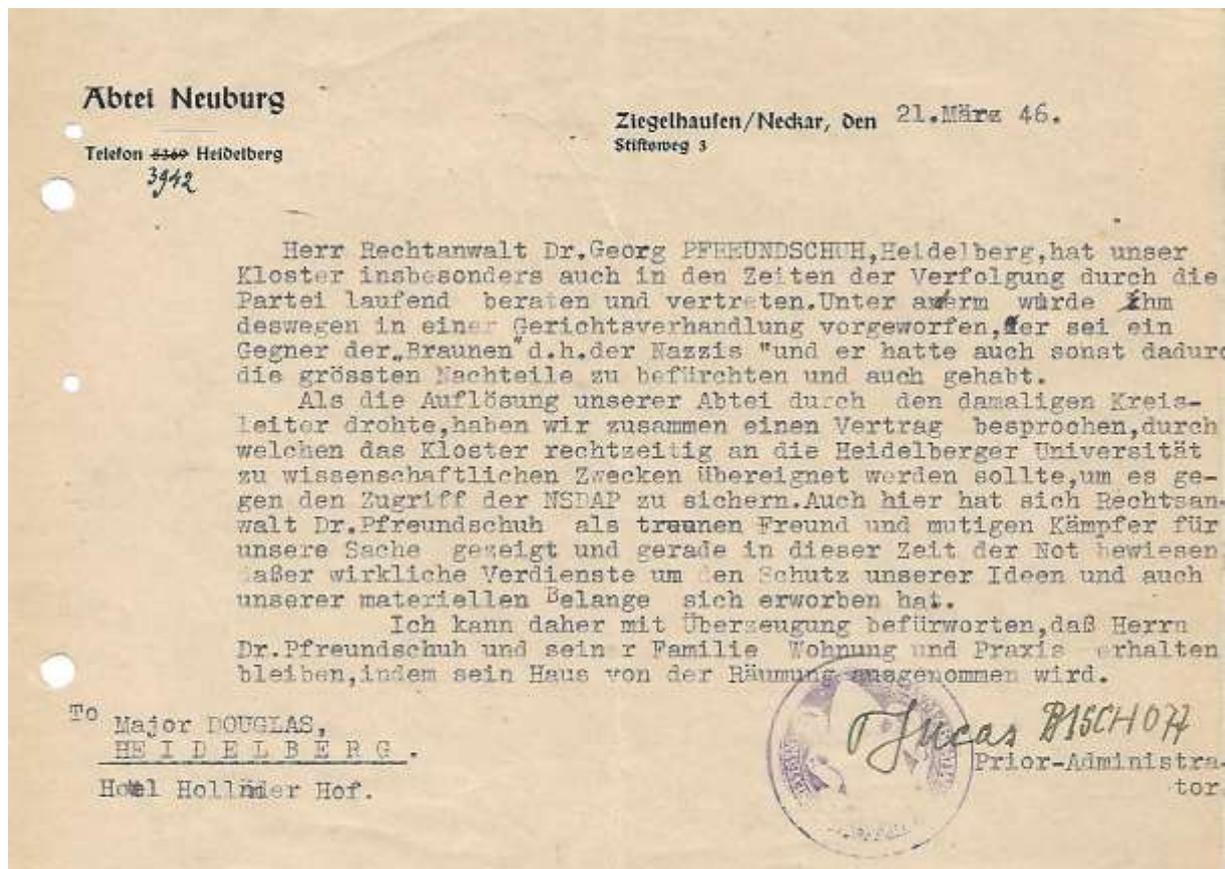
⁵https://www.google.com/url?sa=t&source=web&rct=j&opi=89978449&url=https://www.heidelberg.de/site/Heidelberg_ROOT/get/documents_E-

„Retter des Heidelberger Schlosses“ bekannt ist. Mein Vater unterrichtete an der Frauenschule Rechtskunde.



Die Katholiken waren so bedroht, dass Mönche aus der Benediktinerabtei Stift Neuburg bei Heidelberg bei meiner Großmutter, der Emilie Pfreunds Schuh, in der Heidelberger Vangerowstraße Zivilkleider aufbewahren ließen. Wenn sie einmal in die Stadt wollten, kamen sie ganz früh morgens dorthin und zogen sich um. In Mönchskutten konnten sie sich in Heidelberg nicht mehr blicken lassen. Mit Stift

Neuburg war schon mein Großvater eng verbunden.⁶ Mein Vater verklagte u.a. den Fährmann, einen PG, unter der Abtei, weil er den Abt Adalbert von Neipperg öffentlich, laut und übel beleidigte. Deswegen lud ihn dann die Gestapo vor.



Vor und im Krieg

Mein Vater war seit 1931 Rechtsanwalt.⁷ Und er war bis in die Knochen ein Verfechter des Rechtsstaats. Meine Mutter war seit Januar 1935 seine Sekretärin. Und eine seiner ersten Fragen an sie war: „Was halten Sie von Hitler?“ Sie meinte: „Ich weiß nicht; vielleicht nicht so schlecht.“ Da wurde er ganz ernst, wie sie öfter erzählte, und sagte: „Schlimm! Ganz schlimm!“

Später meinte meine Mutter, es sei eben nach 1933 eine Welle der Erleichterung und des Aufbruchs durchs Volk gegangen – nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, der verheerenden Inflation, der Weltwirtschaftskrise, der großen Arbeitslosigkeit und den vielen Demütigungen (Versailler Vertrag, französisch-belgische Besetzung des Ruhrgebiets 1923 mit Kriegsgerichten und standrechtlichen Erschießungen von

⁶ Stift Neuburg: https://pfreunds Schuh-heidelberg.de/pfreunds Schuh-heidelberg/familiengeschichte/Unsere_Fam_2-2_2_Fass_2.pdf - S. 181 ff

⁷ Gemäß Zulassungsurkunde des badischen Justizministers

streikenden Ruhr-Arbeitern.)⁸ – Im Mai 1936 haben meine Eltern dann im Dom zu Würzburg geheiratet.

Vor allem kam es durch die massive Aufrüstung und weitere Maßnahmen ab 1933 zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Joachim Fest beschreibt das in seiner Hitler-Biographie, einem Standardwerk, so: „Dem ideologiefreien Pragmatismus Hitlers war nicht zuletzt auch die verblüffend rasche Überwindung der Massenarbeitslosigkeit zu verdanken. Er zweifelte nicht, daß sowohl das Schicksal des Regimes als auch sein persönliches Prestige in hohem Maße davon abhingen...Durch eine nicht abreißende Kette von Grundsteinlegungen und Ersten Spatenstichen schuf Hitler eine Art Mobilmachungsbewußtsein...“ Viele Pläne hatten schon Politiker der Weimarer Republik „in der Ablage“ und angedacht, aber nicht umgesetzt.⁹

Letztlich bestätigten diese gebündelten Maßnahmen den Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes (1883 – 1946). Dessen Hauptwerk „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ erschien aber erst 1936 und revolutionierte die Wirtschaftstheorie. Danach darf in einer Wirtschaftskrise nicht auf das Wirken der „unsichtbaren Hand“ geartet werden, die alles zum Besten lenkt (Adam Smith). Während der großen Krise mit ihrer langanhaltenden Arbeitslosigkeit kam John M. Keynes die Idee: „Der Staat muss ran!“ Keynes sah die Störung des Wirtschaftskreislaufes darin, dass die vielen Arbeitslosen keine Güter und Dienste nachfragen konnten; sie hatten kein Geld. Deshalb forderte er, dass der Staat öffentliche Investitionen unter Inkaufnahme einer Staatsverschuldung durchführen müsse. Scherzhaft wurde sogar gesagt: „Wenn die Arbeitslosen Löcher graben, sie wieder zuschaukeln und dafür Geld bekommen, werden sie wieder kaufen und die Wirtschaft ankurbeln.“ Keynes gilt als der einflussreichste Wirtschaftswissenschaftler des 20. Jahrhunderts.

Diese Nachfragetheorie (Steuerung mit staatlichen Schulden und Investitionen) führte zur Fiskalpolitik, weil der Fiskus das Heft in die Hand nehmen muss. Sie galt noch zu meiner Studienzzeit. Karl Schiller (SPD-Wirtschaftsminister) und Altkanzler Helmut Schmidt waren Keynesianer. Ab 1970 ff setzte sich die sog. klassische Angebotstheorie gemäß Milton Friedman durch (nur Steuerung der Geldmenge und der Zinsen).¹⁰ Nach 2007 ff (Finanzkrise) erlebte Keynes eine stille Wiedergeburt.

Keynes musste die Überwindung der Arbeitslosigkeit in Deutschland ab 1933 als Bestätigung seiner Theorie verstehen. Im Vorwort zur ersten deutschen Auflage (1936) schrieb er: „Trotzdem kann die Theorie der Produktion als Ganzes, die den Zweck des folgenden Buches bildet, viel leichter den Verhältnissen eines totalen Staates angepasst werden ... Obschon ich sie also mit dem Blick auf die in den angelsächsischen Ländern geltenden Verhältnisse ausgearbeitet habe, wo immer

⁸ Diese Besetzung löste die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands und die Hyperinflation aus. Nicht nur zum politischen, auch zum wirtschaftlichen Verständnis sollte man sich damit befassen.

⁹ Joachim Fest, Hitler, Frankfurt /M, Berlin, Wien 1976 ff., S. 594 f

¹⁰ Zur Gegenüberstellung von Keynes (Fiskalpolitik) und den Klassikern bzw. Monetaristen (Geldpolitik) siehe G. Pfreundschuh, Kampf der Wirtschaftssysteme, S. 9 ff - <https://pfreundschuh-heidelberg.de/downloads/kampf-der-wirtschaftssysteme/kampf-der-wirtschaftssysteme-kapitel-2.pdf>

noch ein großes Maß von *laissez-faire* vorherrscht, bleibt sie dennoch auf Zustände anwendbar, in denen die staatliche Führung ausgeprägter ist.“¹¹

Trotz allem hat mein Vater früh geahnt, dass es Krieg gibt – früher als die europäischen Nachbarn, ihre Regierungen, wohl auch als Keynes. Denn Göring hielt im Oktober 1936 seine Rede „Kanonen statt Butter“. Da konnte mein Vater in der folgenden Nacht nicht schlafen. „Die machen Krieg“, sagte er morgens zu meiner Mutter. „Das bisschen Geld, was ich bis jetzt als Rechtsanwalt verdient hab’, müssen wir anlegen.“ Am gleichen Tag ging er zum Vater seines Jugendfreunds Hans Münch. Der war Leiter der evangelischen Pflege Schönau. Die hatte baureife Grundstücke mit Bauplänen zu verkaufen. So sind wir im evangelischen Pfarrerviertel zu unserem Zweifamilienhaus Baujahr 1937 in der Beethovenstraße gekommen. Schon während der Bauzeit kündete sich der Krieg an. Auf die Heizkörper und sonstige Eisenteile musste längere Zeit gewartet werden. Der Stahl für die Rüstungsindustrie, für die Panzer und Kanonen hatte Vorrang.



Mein Vater Georg III (rechts) mit seinem Freund Hans Münch beim Sammeln von Maikäfern.
Die Freundschaft bestand lebenslang.

Es gab schon viele, die sich kannten und Regime-Gegner waren.¹² Einer der besten Freunde meines Vaters war sein Studienkollege und Rechtsanwalt Fritz Weigenand. In den Familienalben sind einige Fotos von ihm. Die beiden diskutierten oft miteinander; waren über vieles, was geschah, empört. Und der Fritz soll einige Male

¹¹ John Maynard Keynes, Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, Berlin 2006, S. XI

¹² Viele Zeitzeugen-Zitate bei: Konrad Löw, „Das Volk ist ein Trost“ – Deutsche und Juden 1933 -1945 im Urteil der jüdischen Zeitzeugen, Olzog, München 2006, siehe auch S.340 f: Pro memoria – Ein Resümee,

gesagt haben: „Schorsch, wir müssen jetzt einfach was dagegen machen. Das kann so nicht weitergehen!“ Und da sagte mein Vater zu ihm: „Fritz! Stell dich auf den Bismarckplatz und protestier’. Dann verschwindest du morgen im KZ, und kein Hahn kräht mehr nach dir.“ Das sah der Fritz ein. Er musste dann wie viele bald in den Krieg ziehen. Den ganzen Krieg hat er überlebt und ist in amerikanische Gefangenschaft gekommen. Dort mussten sie furchtbar hungern. Und als endlich Nahrungsmittel kamen, da musste der Fritz schwere Säcke tragen. Entkräftet ist er darunter zusammengebrochen und war tot. Das hat mein Vater nie verstanden und den Amerikanern sehr übel genommen.

Mein Vater, aber auch die internationale Gemeinschaft wusste, dass es KZs (Konzentrationslager) gab. Aber was darin vorging, wurde den Kommissionen des internationalen Roten Kreuzes und vor allem auch der Bevölkerung verheimlicht. Als mein Vater einen Bekannten traf, der inhaftiert war, fragte er ihn: „Wie ist das im KZ?“ Da weinte der Mann und antwortete: „Ich darf nichts sagen, sonst muss ich wieder rein.“ Mein Vater wusste wieder: Schlimm, ganz schlimm.

Vom Aufschwung und den großen Reden ließ er sich nicht blenden. Mit meiner Mutter ging er daher einmal beim Schloss Kislau (KZ seit 1933) im Landkreis Bruchsal spazieren. Er wollte hineinhorchen. Doch alsbald kam ein SS- oder SA-Mann mit dem Fahrrad. Er sagte: „Sie dürfen hier nicht weiter! Kehren Sie um!“ Dumme Fragen waren da gefährlich; meine Eltern machten kehrt.

Ab 1933 gab es auch das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“. Die jährlichen Straßensammlungen wurden jeweils mit einer großen Führerrede eröffnet. Dann wurden die Spender mit Namen und Spendersumme in Listen eingetragen. Diese waren offen und für die Nachbarn einsehbar, wie es noch heute bei vielen Straßensammlungen üblich ist. Und da war bei „Pfreundsuh“ in der Beethovenstr. 58 stets ein Strich, die gaben einfach nichts. Das war nicht nur mutig, sondern auch auffällig. Der Spendensammler hat daher einige Male von meiner Mutter den Grund erfahren wollen. Sie konnte das schön plastisch schildern. Im Heidelberger Dialekt hat er zu ihr gesagt: „Emol rei. Ich bin jo a dagege.“ Dabei drängelte er sich in den Hausflur und drückte die Haustür hinter sich zu. Er wollte mit meiner Mutter ins vertrauliche Gespräch kommen und sie aushorchen. Doch meine Mutter, die Fränzel, war schlau. Sie sagte zu ihm keck: „Mir sin’ net degege. Mir spende aa, awwer do jez net. Außerdem is die Frau vum Kreisleiter mei beschde Freundin.“

Das mit der besten Freundin hat sogar gestimmt. Die Lina Seiler, geborene Eisengrein war mit meiner Mutter in der Haushaltungsschule in Bühl (Baden) gewesen. Die beiden hatten eine enge und gute Freundschaft geschlossen. Die Lina war eine schicke, hübsche junge Frau und wurde Lehrerin. Sie heiratete einen Lehrer. Dieser wurde dann in Heidelberg der Kreisleiter der NSDAP. Die Lina sagte eines Tages zu meiner Mutter: „Fränzel, sei mir net bös. Wir könne’ jez’ nimmer mit euch verkehre. Ihr seid so schwarz [= katholisch, kirchlich]. Mir [=wir] dürfe’ mit euch kei’ Verbindung mehr hawe.“ Meine Mutter sagte: „Lina, des versteh ich.“

Erst in den 1980er Jahren hat meine Mutter zufällig in der Stadt die Lina wieder getroffen. Und die beiden Frauen haben im Alter, nach dem Tod ihrer Ehemänner, ihre Freundschaft fortgesetzt. Als ich am offenen Sarg meiner Mutter stand, war plötzlich die Lina neben mir. Und sie sagte: „Sie sieht so glücklich aus, als wenn sie nur schlafen würde.“ Das war auch mein Eindruck. Ich hatte schon einige Tote gesehen, aber nie jemand, der so zufrieden, ja glücklich ausgesehen hat.

Die Spendenverweigerung meiner Eltern beim Winterhilfswerk hatte noch eine Folge. Weiter oben in der Beethovenstraße wohnte der evangelische Stadtpfarrer Hermann Maas.¹³ Er war ein strikter Gegner des NS-Regimes, hat unter hohem persönlichem Einsatz vielen Juden zur Flucht geholfen. Er hat damals plötzlich meinem Vater auf der Straße fest die Hand gedrückt, in die Augen geschaut und gesagt: „Wir sind Freunde.“ Beide wussten, was gemeint war. – Nach dem Krieg wurde für den Pfarrer Maas in der „Allee der Gerechten“ bei der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem ein Johannesbrotbaum gepflanzt.

Damals hat mir übrigens ein Verfolgter des NS-Regimes das Leben gerettet. Meine Mutter hatte für mich ein Fläschle mit Spinatsaft wieder aufgewärmt. Sie wusste nicht, dass dies lebensgefährlich werden konnte. Und so bekam ich als Säugling eine schwere Magenvergiftung. Alle guten Ärzte waren an der Front und die zurückgebliebenen kannten sich nicht aus. Sie gaben meiner Mutter die Weisung, mir wenig oder nichts zu trinken zu geben. Fast wäre ich verdurstet. Unsere Nachbarin, eine Pfarrersfrau, sagte zu meiner Mutter: „Das Kind stirbt doch. Sehen Sie das nicht?“ Meine Mutter antwortete: „Ich weiß es, aber ich weiß nicht, was ich machen soll.“ Die Nachbarin meinte: „Da vorne in der Mozartstraße wohnt der Professor Moro.¹⁴ Er war Professor für Kinderkrankheiten und ist entlassen worden. Seine Frau ist Jüdin. Wenn Ihnen das nichts ausmacht, dann gehen Sie doch hin.“ Meine Mutter meinte, das mache ihr überhaupt nichts aus und ist zu ihm gegangen.

Der Professor Moro sagte: „Sie bringen mir ein todkrankes Kind. Ich weiß nicht, ob ich es retten kann. Aber ich habe eine Flüssigkeit entwickelt, die ganz der Muttermilch entspricht. Geben Sie die dem Kind. Geben Sie ihm so viel zu trinken, wie er will. Er ist ja fast ausgetrocknet. Aber passen Sie ganz genau auf. Wiegen Sie jedes Gramm sorgfältig ab.“ Meine Mutter tat es; und jedes Mal, wenn sie zu ihm kam, sagte er zuerst: „Sie haben ein Gramm zu viel in die Lösung gerührt!“ Meine Mutter schwor, dass sie alles ganz genau abgewogen hatte. So wurde ich wieder gesund. Heute gibt es wieder viele in Heidelberg, die sich an den Professor Moro erinnern. Vor einiger Zeit wurde er ausführlich in der örtlichen Zeitung gewürdigt.

¹³ Hermann Maas: <https://www.ekihd.de/ueber-uns/hermann-maas/wer-war-hermann-maas/> und <https://www.heidelberg.de/HD/Rathaus/hermann+maas+-+eine+liebe+zum+judentum.html>

¹⁴ Prof. Moro: www.klinikum.uni-heidelberg.de/fileadmin/kinderklinik/Geschichte_der_Paediatrie/3Rueckblicke_02_-_Eckart_Moro.pdf&ved=2ahUKEwiArenm-dWIAxXj9bsIHf4zMx4QFnoECEYQAO&usq=AOvVaw2VUN_0n2Zrg-1MsR8yf7B8
Und: https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Moro

Damit kommen wir zu jüdischen Familien, die in Heidelberg zahlreich waren und von denen die Familie Neuburger mit meinem Großvater Georg II. und meinem Vater Georg III. befreundet war. Die Familie Neuburger hatte zwei Söhne, den Leopold und den Karl. Beide waren Bundesbrüder von Georg II bei der Landsmannschaft Teutonia. Mit dem Karl hat Georg II eine besonders lange und gute Freundschaft verbunden. Sie waren schon als Gymnasiasten Freunde. Sein Foto finden wir in einem unserer Familienalben. Er hat von einer Mensur auf der rechten Wange einen ganz schönen „Schmiß“ [= Narbe von einer Verletzung beim Fechten].



Karl hielt 1931 für den schon mit 57 Jahren verstorbenen Georg II diese Trauerrede:

Zum ehrenden Andenken an unseren Bundesbruder

Georg Pfreunds Schuh

Mein lieber Jugendfreund u. Bundesbruder Georg Pfreunds Schuh wurde zu Grabe getragen, als ich auf einer beruflichen Reise in Südtirol weilte.

Da es mir so versagt war, ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten, so will ich ihm an dieser Stelle einen Nachruf halten.

Georg Pfreunds Schuh war am 29. April 1874 geboren. Er starb kurz vor Vollendung seines 57 ten Lebensjahres.

Unsere Freundschaft geht auf die Sexta¹⁵ des Heidelberger Gymnasiums zurück.

Wir haben das Heidelberger Pennal zusammen durchlaufen; wir haben das Abiturium und alle Staatsexamina zusammen absolviert. Wir haben in der Schule und in den Examina nebeneinander gesessen.

Im Wintersemester 1893/94 sind wir mit unseren längst verstorbenen Mitschülern Bauer u. Müller als Füxe in den damaligen Rechts- u. Staatswissenschaftlichen Verein eingetreten.

Georg Pfreunds Schuh war ein treuer zuverlässiger Kamerad, der in seiner Studentenzzeit, wie in seinem Beruf sehr viel für seine Freunde u. Nebenmenschen übrig hatte u. der sich nie mit Rat u. Tat versagte, wenn er angerufen wurde.

Er hat manchen Bundesbrüdern u. deren Familie in teurer Weise beige-standen, trotzdem er selbst für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte.

Er war ein Mensch mit reichem Innenleben u. einer starken poetischen Ader. In unserer Pennälerzeit, später in unserem Bunde war er unser Hausdichter. In seinem Berufe leistete er Ausgezeichnetes. Er tat nicht nur seine Pflicht, sondern er tat unter Aufopferung seiner Gesundheit mehr, als sein Dienst verlangte.

Er war mit Recht stolz darauf, dass er unter Überspringung von mehr als 30 Vorderleuten zum Vorstande des Notariats Heidelberg ernannt worden ist. Mit Heidelberg war er mit allen Fasern seines Herzens und seines Gemütes verbunden.

Er führte mit seiner Frau und 7 Kindern ein vorbildliches Familienleben.

Seine Frau schreibt mir mit Recht: „Warum musste dieser edle Menschenfreund die Augen so früh zum ewigen Schlummer schließen. Sein ganzes Leben war ein ständiges Mühen u. Sorgen für andere.“

Dem lieben alten Jugendfreund, den ich nie vergessen werde, möchte ich die treffenden Worte aus Goethes „Hermann und Dorothea“ nachrufen:

„Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende des Frommen.“

K a r l N e u b u r g e r

(Handschriftlicher Zusatz von Georg III (mein Vater): „Baden-Baden. Später durch einen tragischen Unfall verstorben.“)

¹⁵ So hieß früher die erste Klasse im Gymnasium (heute: Klasse 5).

Die Neuburger haben meinem Großvater Georg II noch einen siebenarmigen Leuchter geschenkt. Die Emilie hatte ihn immer in ihrem Wohnzimmer auf einer Regalwand stehen, die von Barockengeln getragen wurde. Meine Mutter meinte, dies sei auch während der ganzen Zeit des Dritten Reiches so gewesen. Den Leuchter hat dann, wie viele andere Erinnerungsstücke, mein Vater als ältester Sohn übernommen. Er stand immer in unserem „Herrenzimmer“ in der Beethovenstraße 58 unter dem großen Erkerfenster im Regal. Heute wird er von mir im großen Wandschrank in der Hauptstraße 102 aufgehoben.



Mein Vater hat mir immer erzählt, dass auch der Leopold Neuburger durch einen tragischen Unfall kurz vor der nationalsozialistischen Verfolgung verstorben ist. Er war in Heidelberg Rechtsanwalt, meinem Vater sehr verbunden und ein väterlicher Freund. Georg III wollte bei ihm auch seine Referendarstation machen. Doch damals hatten alle Heidelberger Rechtsanwälte vereinbart, dass bei ihnen jeder Referendar die Verpflichtung unterschreiben muss, dass er sich nach seinem zweiten Examen in Heidelberg nicht niederlassen werde. Daher ist mein Vater nach Tauberbischofsheim zum Rechtsanwalt Löhr gegangen und hat dort seine Referendarstation absolviert. Über diese Verbindung sind wir 1944 wegen der Bombenalarne dorthin verzogen.

Als Georg III 1931 sein zweites Examen abgelegt hatte, war sein Vater Georg II kurz danach verstorben. Nun wollte er noch seinen Doktor machen; doch die Emilie sagte, dass sie bei sechs unversorgten Kindern dies nicht finanzieren könne. Damals (1931/32) war außerdem die Weltwirtschaftskrise. An Bankkredite war nicht zu denken. Georg III hat daher bei einem reichen Verwandten in Heilbronn, einem Fabrikanten, angeklopft. Der Brief, der unbeantwortet blieb, ist noch bei den Familienakten.

Er ist dann, wie er mir einige Male schilderte, zum Leopold Neuburger gegangen. Dieser sagte zu ihm: „Schorschel, wenn du Rechtsanwalt werden willst, brauchst du nach meiner Meinung nicht den Doktor. Ich habe ihn auch nicht. Wenn du ihn aber

unbedingt machen willst, dann werde ich dir helfen. Ich habe in Baden-Baden reiche Verwandte, die leihen uns sicher das Geld.“ Und so war es dann auch. Der Baden-Badener Karl Neuburger, der gute Freund von Georg II, hat ihm ohne weitere Nachfragen großzügig den benötigten Kredit gewährt. Er ließ ihm sogar ausrichten, dass er sich wegen der Rückzahlung keine Gedanken machen solle. Wenn es ihm später gut gehe, solle er daran denken. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, in welchem Jahr ist mir nicht bekannt, haben die Erben Neuburger aus Baden-Baden dann geschrieben, dass sie das Geld nun bräuchten. Sie müssten auswandern. Der Schorschel hat es ihnen dann sofort zurückbezahlt. Zum Glück konnte er es, denn er hatte überraschend schnell in seinem Beruf Fuß gefasst (Auf dem über vier Seiten langen Brief in Maschinenschrift an den „lieben Onkel“, den Fabrikant in Heilbronn, hat Georg III am Schluss handschriftlich vermerkt: „Darlehen sodann von Rechtsanwalt Neuburger B. Baden erhalten und zurück bezahlt.“) Das waren noch Freunde!

Mit den Brüdern Neuburger sind wir schon beim frühen Tod von Georg II angekommen. Dazu gehört noch eine Begebenheit, die meine Mutter öfter erzählte. Im Krieg haben sie und die Traudel (,s Bobbele, jüngste Schwester meines Vaters) einmal die Schwester der Neuburger, die Auguste Neuburger, auf der Heidelberger Ernst-Walz-Brücke getroffen. Traudel hatte in der Schule wie alle ein BdM-Jäckle verpasst bekommen [BdM = Bund deutscher Mädels, die Entsprechung zur Hitler-Jugend]. Meine Mutter entschuldigte sich sofort. Die Traudel sei kein BdM-Mädel und keine Nationalsozialistin. Die Auguste Neuburger sagte: „Oh, ich weiß doch. Man muss mit den Wölfen heulen. Gut, dass der Georg das nicht mehr erlebt hat. Der hätt' sein Maul nicht halten können.“ Den letzten Satz wiederholte sie. Nach allem, was wir heute wissen, haben er und vor allem die Brüder Neuburger Glück gehabt, dass sie das nicht mehr erleben mussten. Doch ihre Schwester Augusta wurde 1940 wie alle badischen Juden nach Gurs ins unbesetzte Frankreich verschleppt und muss dort umgekommen sein. Das war nun schon mitten im Krieg.

Neben der Judenverfolgung war für meinen Vater und unsere ganze Familie die Verfolgung der katholischen Kirche ein wichtiger Grund für ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus. Das gilt auch für meine Schwiegereltern in Münster / Westfalen, die ebenfalls „unbelastet“ waren. Mein Schwiegervater Richard Kellmann half dem Domkapitular Emmerich¹⁶ bei der Vervielfältigung der Predigten des Kardinals von Galen, der vor allem, aber nicht nur die Euthanasie scharf verurteilte. Die Abdrucke wurden u.a. im Ruhrgebiet in leere Zugabteile geworfen. Die Predigten und weitere Proteste sollen mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die Vergasung der Behinderten, sog. Aktion T4, im Dezember 1940 abgebrochen wurde.¹⁷ Der Kardinal von Galen wurde nicht verhaftet; die Gestapo fürchtete, dass dann das ganze Münsterland in hellem Aufruhr sei.¹⁸

¹⁶ Die Schwester, Elisabeth Emmerich, lebte dann lebenslang im Haushalt der kinderreichen Familie Kellmann.

¹⁷ <https://www.gedenkstaetten-bw.de/geschichte-grafeneck>

¹⁸ Siehe z.B. Heinrich Portmann, Kardinal von Galen – Ein Gottesmann seiner Zeit, Münster / Westf. 1950

Die enge Verbindung meines Großvaters Georg II zum Benediktinerkloster Stift Neuburg bei Heidelberg und dem dortigen, ebenfalls aus Uissigheim¹⁹ stammenden Pater Prior Lukas Bischof ist im Buch II unserer Familiengeschichte geschildert. Der Pater Lukas hat in Heidelberg-Schlierbach meinen Eltern nach der Heirat die erste Wohnung verschafft. Er war lebenslang ein Freund und geistlicher Begleiter unserer Familie. Mein Großvater Georg II hatte für die Benediktiner als Notar mit ihm zusammen die Kaufverhandlungen mit dem Baron Bernus über das Stift Neuburg geführt und erfolgreich abgeschlossen.²⁰

Als der Fährmann von der Adlerüberfahrt unterhalb des Stifts immer wieder beleidigende Beschimpfungen gegenüber dem Abt losließ, wurde mein Vater gebeten, ihn anzuzeigen und den Abt gerichtlich zu vertreten. Das hat er auch getan. Die Justiz war, so erzählte mein Vater oft, in erheblichem Umfang noch lange Zeit unabhängig. Der Fährmann wurde wegen Beleidigung verurteilt. Deswegen wurde mein Vater von der Gestapo in Heidelberg vorgeladen und verwarnet.²¹ Er meinte, er würde nur seinen Beruf ausüben. Später sagte mein Vater auch oft, dass die Leute im Gefängnis Glück hatten. Dort waren sie vor dem Konzentrationslager sicher. Heute wird die Justiz schlechter gesehen. Ich frage mich, ob das für die Richterschaft insgesamt gelten kann. Vor allem frage ich mich, wie die heutigen Großsprecher sich damals verhalten hätten. Für sie würde ich die Hand nicht ins Feuer legen.

Nicht nur Drohung und Gewalt, auch Verlockung und Korrumpierung spielen in Diktaturen, aber nicht nur dort, eine große Rolle. Den Kollegen war es nicht verborgen geblieben, dass mein Vater kein Nationalsozialist war. Das hat sich schon daraus ergeben, dass er nie der Partei beigetreten ist. Und so sagte eines Tages der Vorsitzende der Heidelberger Anwaltschaft: „Pfreunds Schuh, ich habe für Sie eine Aufgabe, da können Sie sehr reich werden. Wir suchen jemanden, der in Straßburg das beschlagnahmte jüdische Vermögen verwaltet.“ Mein Vater hatte sich auf Haus- und Grundstücksverwaltungen, auf Miet- und Hypothekenrecht spezialisiert. Nun war in solchen Fällen seine ganz spontane Reaktion, dass er sagte: „Da muss ich erst mit meiner Frau sprechen.“ Daheim sagte er zu meiner Mutter: „Fränzel, heut hat der Teufel mit mir gesprochen. Du musst jetzt krank werden.“ Meine Mutter war erstaunt und fragte: „Warum muss ich krank werden?“ Mein Vater erklärte ihr, dass das die Begründung sein müsse, warum er nicht nach Straßburg gehen könne. Er sagte das dann dem Vorsitzenden bei nächster Gelegenheit. Dieser meinte nur: „Macht nichts. Ich hab's mir gedacht. Wir finden schon einen.“

Zum Miet- und Hypothekenrecht hatte ein nachgeordneter Notariatsbeamter meinem Vater verholfen, der noch meinen Großvater gekannt und geschätzt hatte. Junge Anwälte waren in der Weltwirtschaftskrise „Hungerleider“, wie mein Vater sich

¹⁹ Aus Uissigheim bei Tauberbischofsheim stammen mein Großvater (Georg I) und alle weiteren Pfreunds Schuh-Vorfahren.

²⁰ Näheres in Familiengeschichte : Buch 2.2 Oberland trifft Unterland, S. 181 - 192 – https://pfreunds Schuh-heidelberg.de/pfreunds Schuh-heidelberg/familiengeschichte/Unsere_Fam_2-2_2_Fass_2.pdf

²¹ Im Eingang war oben teilweise ein Fallgitter zu sehen. „Wenn sie das runterließen, krächte kein Hahn mehr nach dir“, sagte er einige Male, um sein mulmiges Gefühl bei der Vorladung zu beschreiben.

ausdrückte. Der Beamte sagte nun zu ihm: „Ich wüsste was für Sie. Da ist Geld zu verdienen, aber die studierten Anwälte machen es nicht gern. Wir haben wegen der Wirtschaftskrise viele Zwangsverwaltungen von Häusern. Da soll den Leuten geholfen werden, dass sie ihr Eigentum durch langfristige Tilgungspläne behalten können.“ Mein Vater, stets auf gutem Fuß mit „normalen Leuten“ und sog. kleinen Beamten, willigte freudig in das Angebot ein. So war sein Wartezimmer blut voll.

Meinen Großvater mütterlicherseits, den Jakob Geßner, hat die 1937 auf Deutsch verfasste Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von Papst Pius XI (1922 – 1939) tief beeindruckt.²² Der Hirtenbrief wurde am Palmsonntag, dem 21.03.1937, von allen Kanzeln verlesen und musste danach in Deutschland im Geheimen verteilt werden. Der Papst wandte sich gegen zahlreiche Konkordatsverletzungen und übte scharfe Kritik an der nationalsozialistischen Ideologie. Der Großvater Jakob war sehr religiös; er ging jeden Morgen in Rohrbach zum Frühmesse. Er hat von Anfang an die Kirchenfeindlichkeit der Nationalsozialisten erkannt und war ein strikter Gegner. Das konnte aber nicht verhindern, dass sein Sohn Willi ein früher und überzeugter Nazi wurde. So war das eben damals.

Ziemlich gegen Kriegsende hatte mein Vater dann mit dem Willi einmal eine heftige Auseinandersetzung, ja einen lauten Streit. Der Willi meinte immer noch: „Wir werden siegen!“ Das hätte mein Vater nicht nur furchtbar gefunden, sondern er wusste auch aus den Schweizer Nachrichten, dass das völlig falsch war. Er fand die Ansicht vom Willi unverbesserlich dumm und empörte sich. Solche Meinungen und Reden waren damals lebensgefährlich. Doch so niederträchtig war der Willi auch nicht, dass er meinen Vater bei der Staatssicherheit verraten hätte. Das konnte man sich damals in der Familie auch nicht vorstellen.

Meine früheste Erinnerung reicht zurück in unsere sonnige Wohnung in Heidelberg, bevor wir nach Tauberbischofsheim gegangen sind. Ich war damals höchstens drei Jahre und weiß daher, dass man sich an diese frühe Kindheit lebenslang erinnern kann. Besonders fasziniert hat mich unser Rundfunkgerät. Und ich höre noch, wie einmal laut, durch die ganze Wohnung hallend die Nachrichten gesprochen wurden. Ich ärgerte mich, dass ich von dem „Schnellsprecher“ nur Teile verstehen konnte. Doch es waren Erfolgsmeldungen, dass „wir“ feindliche Schiffe versenkt hatten. Ich war stolz darauf, dass ich wenigstens das verstanden hatte. Ich rannte in die Küche, um meinem Vater die Siegesmeldungen zu berichten. Doch der reagierte nicht, zeigte sich absolut uninteressiert. Das erstaunte mich sehr. Hatte doch der Radiosprecher genau das so laut und so wichtig verkündet.

Später habe ich dazu erfahren, dass mein Vater jeden Mittag um 12.30 Uhr die Nachrichten des Schweizerischen Landessenders Beromünster hörte. Dort wurden zuerst der deutsche und danach der britische Kriegsbericht verlesen. Und so wusste mein Vater immer ganz genau, wie der Krieg verlief. Das Abhören von Feindsendern

²² [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Mit_brennender_Sorge_\(Enzyklika,_1937\)#Politischer_und_dogmatischer_Gehalt](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Mit_brennender_Sorge_(Enzyklika,_1937)#Politischer_und_dogmatischer_Gehalt)

war damals eine schwere Straftat. Darauf stand die Todesstrafe. Oft ist, wie sie später erzählte, meine Mutter in unserem Vorgarten vor dem Fenster auf und ab gegangen, um zu lauschen, ob man draußen etwas hören konnte. Auf unseren Radio, ein schönes Sabagerät, war mein technikbegeisterter Vater sehr stolz.

Irgendwann im Frühjahr 1944 ist dann unsere Familie, außer unserem Vater, wegen der vielen Bombenalarme nach Bischi [Tauberbischofsheim] umgezogen.



Dort kann ich ein Ereignis in meiner Erinnerung auf den Tag genau einordnen. Es war nach dem 20. Juli 1944. Es war morgens, wir wohnten über der Gastwirtschaft „zum Ritter“ am Sonnenplatz im ersten Obergeschoss. Ich war schon angezogen und hinunter in die Wirtschaft gegangen. Dort fand ich alles in großer Erregung. Besonders unsere Haushaltshilfe, die Uta, tobte. Dazu muss man wissen, dass die Uta etwas minderbemittelt, an der Grenze zur geistigen Beschränktheit war. Deshalb hatte sie auch ihr Vater, ein Arzt in einem Odenwalddorf, verstoßen. Sie rief ganz laut und entsetzt: „Sie wollten unseren Führer ermorden!“

Wer der Führer war, das wusste damals jedes Kind, auch ich als Dreijähriger. Auf jeder Briefmarke war er abgebildet. Ich erkannte die Aufregung und rannte zu meiner Mutter, die noch im Schlafzimmer und nicht ganz angezogen war. Ich rief ihr entgegen: „Sie wollten unseren Führer ermorden!“ Doch zu meinem höchsten Erstaunen ließ diese Nachricht meine Mutter völlig unbewegt. Ich wiederholte meine Botschaft, aber meine Mutter schwieg. Ich merkte nun als Kind ganz deutlich, dass hier etwas nicht stimmte. Bei der Uta größte Aufregung, bei meiner Mutter völlige Ruhe. Aber meine Mutter ließ sich auch nicht ausfragen. Es war einfach komisch.

Es gab eine zweite Begebenheit dieser Art. Wir gingen wie oft auf der Landstraße Richtung Königheim spazieren. Autos kamen hier im Hinterland kaum. Doch einige

Hitlerjungen mit Trommeln und Trompeten begegneten uns. Ich fand ihre Kluft und ihre Instrumente unglaublich schön und sagte begeistert zu meiner Mutter: „Mama, wenn ich größer bin, will ich auch Hitlerjunge werden!“ Doch meine Mutter sagte nicht ja, wie ich erwartete und wollte. Sie meinte nur: „Warten wir’s ab.“ Ich bohrte noch nach, aber sie fand das gar nicht beredenswert. – Durch diese Erfahrungen konnte ich später nachempfinden, wie es vielen Familien in der ehemaligen DDR gegangen ist. Über gewisse Dinge durften die Eltern mit ihren Kindern einfach nicht sprechen. Die Kinder merkten es, wussten aber nicht warum.

Erinnern kann ich mich auch an deutsche Soldaten, die in der Wirtschaft unter uns einkehrten. Es waren wohl Verwundete. Sie waren freundlich zu uns Kindern und wir unterhielten uns öfters mit ihnen. Auch weiß ich noch, dass ab und zu vor unserem Haus auf dem Sonnenplatz Soldaten – wohl in Gruppen- oder Zugstärke – exerzierten. Ich habe sie als etwas dunkle Gestalten in grauen Mänteln in Erinnerung. Dann weiß ich noch, dass wir an einem klaren sonnigen Frühlingstag auf der Straße standen und die Leute zum Himmel schauten. Dort oben sind kleine, silbern leuchtende Flieger geflogen. Die Leute sagten, sie fliegen auf Würzburg zu.

Das prächtige barocke Würzburg mit vielen Lazaretten, ohne Industrie, ohne Kriegsentscheidende Einrichtungen wurde in den letzten Kriegstagen, am 16. März 1945 in Schutt und Asche gelegt. Der Angriff zwischen 21 und 22 Uhr dauerte 20 Minuten und wurde von der britischen Royal Air Force geflogen. Durch die Bomben verbrannten etwa 4000 bis 5000 Menschen. Die historische Altstadt wurde zu 90 % zerstört. Schon am 6. April 1945 marschierten die Amerikaner in Würzburg ein. Es wurde erzählt, dass man in Tauberbischofsheim den Brandgeruch von Würzburg riechen konnte. Daran kann ich mich aber nicht erinnern. – Später fragte ich mich oft, wie die Sieger nicht nur so brutal, sondern auch so dumm sein konnten. Drei Wochen vor ihrem Einmarsch haben sie diese Stadt völlig zerstört. Sie hätten auch an sich und an danach denken müssen. Denn sie mussten beim Aufbau oder zumindest bei der Notversorgung der Bevölkerung helfen. Wie sagte Clausewitz der große Militärstrategie: „Das Ziel des Kriegs ist nicht der Sieg. Das Ziel ist der Friede.“ – Die Russen haben ihre eigenen Städte und Dörfer vor dem gegnerischen Einmarsch zerstört, um dem Feind zu schaden. Die Angelsachsen haben diese Taktik der „verbrannten Erde“ sich selbst zu gefügt. Hass macht blind!

Mein Vater musste nicht an die Front. Im Jahr 1935 hatte er einen schweren Fahrradunfall. Ein Auto hatte ihm die Vorfahrt genommen. Sein rechter Arm hatte gemäß Musterung eine „erhebliche Bewegungseinschränkung“. So war er „untauglich für Waffendienst“, nur av (arbeitsverwendungsfähig). Deshalb wurde erst am 28.06.1944 eingezogen. Doch dann ist er nach seinen Erzählungen und seinem Kriegstagebuch schlecht behandelt worden. Er war in Darmstadt und Heidelberg in verschiedenen Stamm-, Ersatz-, av-Sammel- und av-Durchgangskompanien, die besonders üble Unteroffiziere hatten. Er wurde nicht einmal zum Gefreiten befördert. Die Soldaten, auch Künstler und sonstige „Schwächlinge“, nach damaligem

Sprachgebrauch, wurden als „Drückeberger“ beschimpft und ständig schikaniert, wie er öfter erzählte.



Mein Vater als Soldat: „Schütze Pfreunds Schuh“

Das folgende Bild zeigt meine Paten, die beiden jüngsten Geschwister meines Vaters. In der Mitte die Traudel, gen. das „Bobbele“, weil sie die Allerjüngste war und rechts der Hermann, gen. der „Ohre“, weil er so neugierig war. Er war Stabsarzt, wurde in Russland vor Moskau verwundet, bevor seine Einheit im Kessel von Stalingrad unterging. Später war er an der Westfront und nach dem Krieg noch ein Jahr in belgischer Gefangenschaft, wo es ihm nicht gut ging. Er hat ein Fotoalbum hinterlassen mit Bildern vom ersten Kriegstag bis zum Gefangenlager. Links ist ein Kriegskamerad, nach den Dienstgradabzeichen ein Unteroffizier.



Meine Patin Traudel und mein Pate Herrmann (Geschwister meines Vaters)
mit einem Kriegskammeraden (links)

Auch mein Vater hatte einige Male verdammtes Glück. Gleich nach Kriegsbeginn sind alle PKW für die Kampftruppen eingezogen worden. In Heidelberg erledigte das die SS. Am nahen Werderplatz in Neuenheim mussten sich die Fahrer aus unserem Stadtteil mit ihrem Auto einfinden. Und da hatte die SS sich etwas ausgedacht. Beschlagnahmte wurden nicht nur die Fahrzeuge, sondern auch die Fahrer. Meine Mutter erzählte oft, wie die Ehefrauen geklagt und geweint hätten, weil ihre Männer ja gar nicht wehrtauglich waren. Doch die SS-Leute sagten: „Auto fahren kann er ja, tut er auch. Mehr braucht er bei uns auch nicht zu machen.“ Damit bekamen sie wahrscheinlich SS-Uniformen und wurden dort Fahrer von SS-Bonzen.

Nun dauerte das Ganze sehr lang und es wurde Mittag. Da ist meine Mutter keck und freundlich zu dem obersten SS-Mann vorgegangen und sagte. „Wie lang dauert das noch? Mir esse um die Zeit normal zu Mittag.“ Der SS-Mann lachte. „Mir mache aa glei mittag. Gehe se ruhisch häm, um zwee geht's awer widder weider.“ Im Dialekt, den damals alle Heidelberger sprachen, konnte man sich entspannt unterhalten. Im Dialekt sind alle gleich, und man hat schnell das Gefühl, dass man sich schon immer kenne. (Ich habe mein Leben lang beim Militär und im Beruf mit allen immer und entspannt im Dialekt geredet.)²³

²³ Mein Kp-Lt, der Olt Bertog, meinte bei einem Besuch bei uns zu meiner Frau: „Eigentlich war Ihr Mann kein so richtiger Soldat. Er war zu den Mannschaften viel zu freundlich. Aber ich habe mich gewundert, dass er sich so gut durchsetzen konnte.“

Nach dem Mittagessen ging es am Werderplatz weiter. Einige Autos waren noch vor meinen Eltern. Doch dann kam wieder der oberste SS-Mann, streckte den Arm vor dem Kühler unseres Ford-Eifel aus und befahl: „Ab hier werden nur noch die PKW, nicht mehr die Fahrer eingezogen.“ Glücklicherweise gingen meine Eltern heim.

Ein weiteres Mal hatte mein Vater bei Kriegsende Glück. Er war für die Schreibstube zuständig und verstand sich diesmal gut mit dem Hauptmann (Hptm). Die Kompanie (Kp) musste von Heidelberg vor den anrückenden Amerikanern nach Osten, in den Kraichgau ausweichen. Mein informierter Vater hatte unten im Seesack Zivilkleider verstaut. Die Kp marschierte bis Flinsbach (heute Ortsteil von Helmstadt-Bargen). In der Nacht hörten die Soldaten plötzlich, dass sich die „Kettenhunde“, die Feldgendarmarie, mit ihren schweren Motorrädern Richtung Osten absetzten. Die Kettenhunde überwachten die Truppe und erhängten jeden Fahnenflüchtigen am nächsten Baum oder Laternenpfahl. Oft hängten sie den Toten noch das Schild um den Hals: „Ich bin ein Feigling.“

Mein Vater und der Hauptmann besprachen sich. „Wenn die Kettenhunde fort sind, kommen gleich die Amerikaner.“ Der Hptm war bereit, die Kp aufzulösen; den Soldaten fertigte er Entlassungsscheine aus, die allerdings nichts wert waren, weil er dazu nicht berechtigt war. Doch die Kp war aufgelöst, die Männer konnten Zivilkleider anziehen. Die meisten gingen nun in den Rathauskeller, wo auch die Bauern Zivilkleider anboten. Die Amis kamen, kontrollierten alle, mein Vater zeigte seinen Rechtsanwaltsausweis. Einige Kameraden hatten die Entlassung abgelehnt. Mein Vater und andere beobachteten nun, wie sie mit erhobenen Händen vor dem Rathaus gefangen genommen und abgeführt wurden.

Genau das wollte mein Vater auf keinen Fall; und er hatte Recht. Auf den Neckarwiesen vor Heilbronn wurden unter freiem Himmel riesige Gefangenenlager errichtet. Die Chronik der Stadt Heilbronn gibt für dieses Lager eine Kapazität von 50.000 Gefangenen^[10] und eine Belegung mit „Zehntausenden“^[11] an. Aufgrund des provisorischen Charakters gab es außer einem Zelt für die Wachmannschaften keine Gebäude oder Zelte; Verpflegung wurde nur einmal am Tag ausgegeben und reichte oft nicht für alle Gefangenen. Feuchte Witterung und fehlende sanitäre Anlagen führten binnen kurzem zu katastrophalen hygienischen Zuständen.^[13] Mehrere Gefangene wurden bei Fluchtversuchen erschossen.^[14] (Ich fragte mich oft, warum die Siegermächte auch nach der bedingungslosen Kapitulation Millionen Männer als „Kriegs“-Gefangene in Lager sperrten, oft umkommen ließen.²⁴)

Von Flinsbach schlug sich mein Vater nachts bis Heidelberg durch. Er wusste, dass er nicht den Amis in die Hände fallen durfte, denn er galt ohne gültige Entlassung noch als Soldat, den sie sicher ins Gefangenenlager abgeführt hätten. In Heidelberg

²⁴ Nach Art. 75 der Genfer Konvention von 1929 hat „die Heimschaffung der Kriegsgefangenen binnen kürzester Frist nach Friedensschluss zu erfolgen“. Mit dem formaljuristischen Einwand, der Kriegszustand bestehe auch nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht fort, wurde nach dem 8. Mai 1945 eine große Zahl deutscher Kriegsgefangener auch in west-alliierten Lagern gefangen gehalten. – Anders Österreicher, weil Österreich zum ersten Opfer von Nazi-Deutschland erklärt worden war.

lebte er vier Wochen fast nur von Salat, den ihm Handschuhsheimer Bauern gaben. Denn im Heidelberger Rathaus mussten sich alle Männer mit ihrem Wehrpass melden, um von den Amis bescheinigt zu bekommen, dass sie wirklich Zivilisten waren. Nur dann bekamen sie Lebensmittelkarten. Der Hunger, nicht der freie Wille zwang auch meinen Vater, sich im Rathaus in einer langen Schlange anzustellen.

Da hatte mein Vater wieder verdammtes Glück. Plötzlich öffnete sich die Tür und da erschien das Fräulein Frick, die mein Vater als Rechtsanwaltsgehilfin ausgebildet hatte. Sie war danach die Sekretärin des Polizeidirektors geworden, und die Amis setzten sie nun als Schreibkraft bei dieser Kontrollarbeit ein. Sie sagte sofort: *„Ach Gott Herr Dr., Sie sin aa do. Gewe Se ma mol Ihr Unnerlage. Ich guck, ob se vollstäändisch sind.“* Mein Vater übergab ihr seinen Briefumschlag mit Inhalt. Kurz darauf kam sie wieder und meinte: *„Do fehlt noch was. Ich hab’s Ihne uffg’schriwwe. Sie müsse morge noch emol kumme.“* Mein Vater bedanke sich und ging. – Als er daheim den Umschlag öffnete, war eine abgestempelte und unterschriebene Bescheinigung dabei, mit der er nun zum Ernährungsamt statt in die Gefangenschaft gehen konnte.

Auch der Heidelberger Polizeidirektor Dr. Helmut Hillengaß (ab April 1945 Chef von Frl. Frick) und meine Vater kannten sich gut. Die Regimegegner oder –kritiker – mehr als viele heute glauben – waren über die Partei- und Konfessionsgrenzen hinweg oft mit einander bekannt. Hillengaß war schon am 3. Mai 1933 durch Erlass von Robert Wagner, NS-Gauleiter von Baden, als Beamter entlassen worden, weil er:

„nach seiner bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bietet, dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintritt. Die Voraussetzungen des § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 treffen somit auf den Genannten zu.“

Der NS-Gauleiter konnte aus eigener Machtbefugnis willkürlich Beamte absetzen; das badische Innenministerium erhielt davon lediglich *nachrichtlich Kenntnis*.²⁵ – Die Militärregierung setzte Hillengaß bereits am 25. April 1945 als Leiter der Heidelberger Polizeidirektion wieder ein. Er trat 1968 als Leiter des Heidelberger Amts für öffentliche Ordnung in den Ruhestand.²⁶

Die Fräulein Frick war dann die verheiratete Frau Herlett.²⁷ Ihr Mann war Geschäftsführer bei der Weinhandlung Fehser. Nach seinem tragischen Tod heiratete sie den Richter Heinz Stubenrauch. Als in unserem Zweifamilienhaus die Wohnung im 1. OG (im zweiten Stock nach badischer Zählung) zu vermieten war, kam die Frau Herlett mit ihrem Mann. Wohnraum war noch ganz knapp und zwangsbewirtschaftet. Nur wer einen Bezugsschein hatte, konnte Mieter werden. Als

²⁵ Eberhard Stegerer, *Karrieren im Führungsbereich der badischen Polizei im „Dritten Reich“: Umbruch und personelle Kontinuitäten 1933 – 1945*, Göttingen 2019, S. 155

Vgl. dazu: G. Pfreundschuh, *Der Bürgerstaat*, 4. Vom Heerhaufen zum Bürgerstaat, 4.5 Neuzzeitliche Diktaturen, S. 89 ff <https://pfreundschuh-heidelberg.de/downloads/der-buergerstaat/der-buergerstaat-kapitel-4.pdf>

²⁶ Stegerer, a.a.O., S. 156 – Seinen Sohn samt Ehefrau lernte ich noch kennen, wir haben sie auch eingeladen.

²⁷ In Süddeutschland veränderte die Verkleinerungsform nicht das Geschlecht, daher „der Hänsel“ und „die Gretel“.

mein Vater schon vom Wohnzimmer aus die beiden kommen sah, sagte er zu meiner Mutter: „Die müssen wir nehmen. Sie hat mich vor der Gefangenschaft bewahrt.“ Das Ehepaar zog ein, und es wurde daraus eine lebenslange Freundschaft.

Damit sind wir schon über das Kriegsende hinaus gekommen.

Der Krieg ist zu Ende

Sehr lebhaft ist mir der Einmarsch der Amerikaner in Tauberbischofsheim im Gedächtnis geblieben. Plötzlich herrschte überall große Aufregung. Die Leute rannten und sagten, man müsse an Stangen weiße Fahnen zum Fenster hinaushängen. Sonst würden die Häuser zerschossen. Meine Mutter versuchte unseren alten Christbaum von seinen Ästen zu befreien. Das ist ihr nicht gelungen. Und dann hat sie aus dem Fenster geschaut und gesehen, dass die anderen Leute überall nur ihre Betttücher über die Fensterbänke gehängt hatten. Das haben wir dann auch gemacht. Danach sind wir schnell in den Keller geeilt. Bald begann ein schier endloses Rasseln von Panzerketten und Dröhnen von schweren Motoren. Einige schauten aus der Kellertür etwas hinaus auf den Sonnenplatz. Neugierig, wie ich war, habe ich mich zwischen den Beinen der Erwachsenen auch nach vorne gedrängelt. Und ich konnte sehen, wie ein Fahrzeug nach dem anderen in die Hauptstraße Richtung Tauber einbog. Die Kolonne wollte kein Ende nehmen.

Meine Mutter war froh, dass bei uns die Amerikaner und nicht die Russen oder die Franzosen mit ihren Marokkanern einmarschierten.²⁸ Das sagte sie öfters: „Mit den Amerikanern haben wir es am besten erwischt.“ Und sie waren tatsächlich freundlich zu uns. Nach ein paar Tagen durfte ich schon wieder wie gewohnt mit dem Nachbarsbub Eckhardt, aber auch allein auf die Straße. Zwei Häuser weiter im Badischen Hof war von den Amerikanern eine Feldküche eingerichtet. Sie hatten Essen im Überfluss. In der großen Toreinfahrt des Badischen Hofes ist ein großer Kübel gestanden. Dahinein haben die Soldaten alles Essen geschüttet, das sie nicht mehr wollten. Wir Buben haben da ganze Würste gesehen und herausgefischt. Meine Mutter ermahnte uns, alles, was angebissen war, nicht zu nehmen. Doch der Eckhardt, die anderen Kinder und ich waren sehr stolz darauf, dort Nahrungsmittel zu beschaffen. Meine Mutter hat davon nichts gegessen, obwohl ich sie immer wieder dazu aufforderte. Aber abgewaschene ganze Würste durfte ich essen. Ich habe auch sehr darauf bestanden, das essen zu dürfen, was ich ergattert hatte.

Mit den amerikanischen Soldaten haben wir Buben dann versucht zu sprechen und in Kontakt zu kommen, wie wir es vorher mit den deutschen Soldaten getan hatten.

²⁸ Die französische Armee und ihre Offiziere gewährten den Marokkanern bewusst die 48-stündige „Freiheit“. Dafür mussten sie vorne weg, sozusagen als Kugelfang marschieren. Auch nach den 48 Stunden ist es in ganz Südbaden zu vielen Vergewaltigungen u. Plünderungen gekommen. Das erlebten unsere Verwandten in Titisee. https://www.grochowiak.de/lang/kriegsende1945/karlsruhe_kriegsende_1945_zeitzeugen_3_2_1_weibliche_zeitzeugen.html - nicht mehr abrufbar

Das ist uns auch gelungen. Irgendwie konnten wir uns verständigen. Die Männer saßen oft in ihren weißen, frisch gewaschenen Unterhemden herum. Diese Soldaten machten einen viel freundlicheren und lustigeren Eindruck auf mich als vorher die deutschen Soldaten in ihren dunklen und schweren Uniformen. Nun ja, der Krieg war für sie rum und sie hatten gesiegt. Ich meine mich auch zu erinnern, dass ihre Wäsche angenehm nach Waschpulver gerochen hat. – Auch so was hatten wir nicht.

Ab und zu gaben sie uns auch etwas zu essen, sogar Süßigkeiten. Und da merkte der erwähnte Eckhart etwas! Er fragte plötzlich meine Mutter sehr freundlich, ob wir meinen Bruder, den kleinen Jürgen, mitnehmen dürften. Meine Mutter war etwas erstaunt, aber sie erlaubte es dann. Der Eckhardt war rothaarig und ein etwas wilderer Bursche mit Sommersprossen. Wenn er nun mit dem niedlichen, kleinen Jürgen sich vor amerikanischen Einrichtungen auf den Bordstein setzte, dann schenkten die Amis dem Kleinen und auch dem Eckhardt recht bald Süßigkeiten. Das weiß ich allerdings nur aus den Erzählungen meiner Mutter.

Doch ich erinnere mich gut daran, dass wir uns oft gegenüber der Sanitätsstation, die auf halben Weg zum Bahnhof lag, auf den Bordstein setzten. Das war immer dann, wenn sich einer von uns beim Hinfallen die Knie aufgeschlagen hatten. Das ist oft vorgekommen. Ich war stolz darauf, dass meine Knie eigentlich nie unverwundet waren; immer hatten sie zumindest eine Kruste von getrocknetem Blut. Doch wenn wir mit frischen Wunden gegenüber der Sanitätsstation saßen, dann haben uns die Amerikaner bald hereingeholt. Sie setzten uns auf einen Stuhl oder eine Liege und beschäftigten sich mit unserer Wunde. Das Jod, das sie drauf taten, hat schon gebrannt. Aber wir wussten, danach gibt es ein Gutsel [Bonbon], ein völlig neuartiges Kaugummi oder ein Stückle Schokolade. Und darauf freuten wir uns, dafür nahmen wir gern den kleinen Schmerz in Kauf. Außerdem wussten wir von allen Leuten, dass Buben tapfer sein müssen. Heute erfahren das die Buben nicht mehr. Uns Kindern waren Süßigkeiten bis dahin völlig unbekannt. Von unseren Eltern hat es noch lang keine gegeben. Ich erinnere mich, dass ich in Bisci ab und zu Süßstoff, Sacharin hieß der damals, gegessen habe. Allerdings hatte das Zeug einen bitteren Nachgeschmack; aber besser als gar nichts.

Ein Gefühl habe ich aus dieser Zeit auch mitgenommen. Wir Deutsche gehörten zu den Besiegten und zu den Armen. Die Amerikaner hatten Essen im Überfluss. Meine Mutter sagte öfters: „Wenn ich nur wüsste, was ich heut’ kochen soll.“ Allerdings erinnere ich mich nicht, dass ich einmal wirklich gehungert hätte. Aufs Brot hat es meist etwas Margarine gegeben. Darauf malte meine Mutter mit dem Messer ein Rautenmuster und streute etwas Salz drüber. Das schmeckte mir. Sie meinte „richtige Butter“ sei besser. Ich war lang der Meinung, dass Butter und Margarine fast gleich gut schmecken. Doch ich war lang spindeldürr und musste noch 1948 im 2. Halbjahr als Tbc-gefährdet ins Kinderheim nach Friedenweiler im Schwarzwald. – Irgendwie kann ich Kinder verstehen, die in Entwicklungsländern, etwa in Südamerika aufwachsen. Sie erleben den Unterschied zwischen Reich und Arm, oft

auch zwischen dem Reichtum der Fremden und der Armut der Einheimischen. Das kann, wenn es anhält und durch weitere Erlebnisse verschärft wird, schon zur Ablehnung, ja zum Hass auf die „Anderen“ führen.

Genau erinnere ich mich noch an den Augenblick, als mein Vater Mitte 1945 meiner Mutter gesagt hat, dass er den Umzug zurück nach Heidelberg organisiert habe. Es war auf der Landstraße Richtung Königheim beim dortigen Schotterwerk; das gibt es noch heute. Meine Mutter hat einen riesigen Satz gemacht und meinen Vater vor Freude angesprungen. Sie wollte unbedingt, so schnell wie möglich zurück in die Beethovenstraße nach Heidelberg. Ich habe darüber gestaunt und konnte ihre Gefühle nicht nachempfinden. Denn mir gefiel es so gut in Bischi.

Der Verfasser

Gerhard Pfreundschuh, geb. 1941 in Heidelberg, studierte Geschichte, Recht und Wirtschaft (1. juristische Staatsprüfung in München, 2. in Stuttgart, Dipl.-Volkswirt in Mannheim). Mit einem verfassungs-geschichtlichen Thema promovierte er bei Roman Herzog zum Doktor der Verwaltungswissenschaften (Dr. rer. publ.) in Speyer („Entstehung und Merkmale des frühen Rechtsstaats“).

Nach Wehrdienst (Major d.R.) und Studium trat er in die Innenverwaltung Baden-Württemberg ein. Danach war er Erster Bürgermeister in Wertheim und von 1981 bis 1997 Landrat des Neckar-Odenwald-Kreises in Mosbach/Baden. Von 1998 bis 2008 war er in Heidelberg Leiter des Steinbeis-Transferzentrums Kommunales Management der Steinbeis-Stiftung Baden-Württemberg. Schwerpunkt war die Untersuchung öffentlicher Sozialer Hilfen in Kommunen und Ländern. Dazu wurde der Lehrgang „Fachanwalt Sozialrecht“ erfolgreich abgeschlossen.

Er ist seit 1966 mit Birgit, geb. Kellmann, verheiratet. Sie haben vier Kinder.

